
Einleitung

Gabriele Diewald und Damaris Nübling
**„Genus – Sexus – Gender“ –
ein spannungs- und ertragreiches
Themenfeld der Linguistik**

Hintergrund

Dass Sprechen, Denken und Handeln in höchst komplexer Weise zusammenhängen, ist ein Allgemeinplatz. Ein Gegenstand, anhand dessen dieses Dreiecksverhältnis in jüngster Zeit besonders häufig und heftig diskutiert wird, ist der Komplex „Sprache und Geschlecht“ bzw. „geschlechtergerechte Sprache“. Debattiert wird die Rolle der Sprache bei der Repräsentation und Veränderung von Wirklichkeit und die damit verbundene Frage, ob der sprachlich explizite Einbezug von Frauen (z. B. *Kolleginnen und Kollegen*) Auswirkungen auf die Wahrnehmung der damit assoziierten Personen hat. Obwohl von der Linguistik empirisch längst bestätigt, dringt das Wissen nicht in die Öffentlichkeit. Ein anderer, ähnlich prominenter Topos betrifft die Bewertung des Gebrauchs neuer bzw. vom Gewohnten abweichender Mittel der Personenbezeichnung (z. B. *Kolleg*innen*), oft verbunden mit der Debatte um Motive und Faktoren von Sprachwandel und die Legitimität von Veränderung der Gebrauchskonventionen durch bestimmte gesellschaftliche Gruppen. Ein weiterer Topos besteht in der immer wieder vorgebrachten Behauptung, Genus und Geschlecht hätten nichts miteinander zu tun. Diese und weitere damit verbundene Fragen betreffen Kernthemen der Sprachwissenschaft, deren Positionen und Erkenntnisse allerdings bislang nur sehr zögerlich und selektiv Eingang in die öffentliche Debatte gefunden haben. Auch innerhalb der Linguistik, insbesondere der germanistischen Linguistik, war der Schwerpunkt „Sprache und Geschlecht“ bislang, trotz vielfältiger Forschungen und einer langjährigen Tradition, ein Bereich, der kaum wahrgenommen bzw. sogar bewusst ignoriert wurde – möglicherweise wegen des Sprengstoffs, den er in der Öffentlichkeit immer noch darstellt.

An dieser Stelle setzt der vorliegende Band an. Zu großen Teilen hervorgegangen aus den Vorträgen der Arbeitsgruppe „Kontraste und Oppositionen bei Genus und Geschlecht“ auf der 41. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft an der Universität Bremen vom 6. bis 8. März 2019, versammelt er Beiträge, die sich auf höchstem wissenschaftlichen Niveau unter Anwendung empirischer Methoden mit „Sprache und Geschlecht“ bzw. – in der präzisierenden Formulierung des Buchtitels – mit „Genus, Sexus, Gender“ befassen. Damit wird einerseits verdeutlicht, dass diese Schwerpunkte genuine For-

schungsgegenstände der Sprachwissenschaft sind. Andererseits soll ein Signal gesetzt werden, das die Relevanz der Linguistik bei der aktuellen gesellschaftlichen Debatte um die Rolle der Sprache bei emanzipatorischen gesellschaftlichen Veränderungen hervorhebt und demonstriert, dass viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Sprachwissenschaft diese Relevanz erkannt haben und das Themenfeld intensiv beforschen.

Dies war in der germanistischen Linguistik lange überfällig, weshalb dem Verlag und insbesondere den Herausgeberinnen und Herausgebern dieser Reihe ein expliziter Dank gebührt, dass sie das Thema aufgegriffen und den vorliegenden Band ermöglicht haben. Damit wird der linguistischen Erforschung der Interdependenz von Sprache und Geschlecht ein fachwissenschaftliches Forum eröffnet, das auch für die Zukunft dazu beitragen kann, das immer noch lückenhafte Wissen in diesem Arbeitsfeld der germanistischen Linguistik und der Genderlinguistik aufzufüllen und – über die selbstgenügsamen Interessen der Fachdisziplinen hinaus – wichtige Impulse für die wissenschaftliche Grundierung der mehrheitlich laienhaft geprägten öffentlichen Diskussion anzubieten.

Da die meisten der folgenden Beiträge inhaltlich stark auf die Themen abheben, die in den Stichworten des Bandtitels erscheinen, seien die drei Kernbegriffe Genus, Sexus und Gender knapp skizziert. Diese drei Kategorien sind strikt voneinander zu unterscheiden: Genus stellt eine rein innersprachliche grammatische Kategorie dar, Sexus dagegen ein außersprachliches, biologisches Phänomen. Gender als soziale Kategorie, die durch *doing gender* interaktiv hervorgebracht wird, ist außersprachlich fundiert und prinzipiell unabhängig von Sexus als genital bestimmter Geschlechtsklassenzuweisung. Allerdings korrelieren Gender und Sexus in vielfältiger Weise. In der Genderlinguistik kommt als weitere Ebene die der Bedeutung von Sprachzeichen (v. a. Wortsemantik, lexikalische Semantik) hinzu, so dass wir insgesamt vier Ebenen unterscheiden:

- a) das natürliche Geschlecht (Sexus)
- b) die gesellschaftlich geltenden Gendervorstellungen
- c) das semantische Geschlecht (Bedeutungsmerkmale von Sprachzeichen)
- d) das grammatische Geschlecht (Genus)

Die Ebenen a) und b) betreffen außersprachliche Erscheinungen, c) und d) hingegen innersprachliche Unterscheidungen und Kategorien. Hierzu einige Erläuterungen:

Ad a. Das natürliche Geschlecht existiert prototypischerweise in der binären Unterscheidung zwischen männlich und weiblich. Dass darüber hinaus verschiedene andere Ausprägungen existieren, ist bekannt. Für letztere gibt es im Deutschen bislang kaum lexikalische Ausdrucksmöglichkeiten, es liegt eine Benennungslücke vor.

Ad b. Genderrollen sind soziale Konzepte, typischerweise darüber, wie Frauen und Männer jeweils ‚sind‘, denken, sich verhalten, sich kleiden, was sie konsumieren, beruflich tun etc. Der biologische Unterschied zwischen Frauen und Männern wird mit zusätzlichen, willkürlichen Zuordnungen aufgebläht. Genderrollen sind sozial konstruiert. Ihre Konstruiertheit bedeutet jedoch nicht, dass sie keine gesellschaftliche Realität hätten. Im Gegenteil: Genderrollen üben auch in unserer modernen Gesellschaft eine stark normierende Kraft aus. Menschen, die sie nicht befolgen, z. B. röketragende Männer, gelten als lächerlich, jedenfalls nicht als ‚echte Männer‘. Kurz: Genderrollen sitzen dem natürlichen Geschlecht auf und sind für die Geschlechtswahrnehmung wichtiger als Geschlechtsorgane. Da bei der Geschlechtsidentität einer Person die somatische Sachlage sekundär und auch nicht immer erkennbar ist, sprechen wir im Folgenden, angelehnt an die Soziologie, vereinfachend, d. h. a) und b) zusammenfassend, von *Geschlecht*, wenn wir auf die persönliche Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen referieren.

Ad c. Das semantische Geschlecht gilt nur für Personen- und manche Tierbezeichnungen. Semantische Merkmale, die sich auf Geschlecht beziehen, sind fester Bestandteil der Wortbedeutung. So enthält *Tante* u. a. das semantische Merkmal ‚weiblich‘, *Onkel* das semantische Merkmal ‚männlich‘. Gleiches gilt für *Mutter – Vater*, *Schwester – Bruder*, *Stute – Hengst* usw. Das semantische Geschlecht ist in diesen Personen- und Tierbezeichnungen prinzipiell unabhängig vom grammatischen. Wenn das Deutsche die Genuskategorie aufgegeben hätte – wie beim (nominalen) Genus im Englischen der Fall –, so würde das der Wortbedeutung und ihren Unterscheidungsmerkmalen keinen Abbruch tun (vgl. engl. *the mother – the father*). Die jeweilige Geschlechtskennzeichnung ist ein inhärentes semantisches Merkmal des Lexems, das Genus ist nicht notwendig zum Ausdruck dieser Bedeutung. Dies erkennt man an hybriden Nomina, also Personenbezeichnungen, deren semantisches Geschlecht nicht mit dem grammatischen Genus übereinstimmt, genauer, deren Zuordnung von der prototypischen Korrelation abweicht (s. u.). Prominente Beispiele sind *Mädchen* und *Weib*, die die Information ‚weiblich‘ enthalten, aber grammatische Neutra sind. Bei vielen Personenbezeichnungen wird der semantische Geschlechtsunterschied durch Suffixe (z. B. *-er* für ‚männlich‘ und *-in* für ‚weiblich‘) erzeugt:

Männliches Suffix *-er*: *Hexe – Hexer*, *Witwe – Witwer*, *Schlampe – Schlamper*
 Weibliches Suffix *-in*: *Student – Studentin*, *Hund – Hündin*.

Viele Funktionsrollen werden so gebildet, dass an die männliche Endung *-er* zusätzlich die weibliche *-in* angehängt wird: *Fahrer – Fahrerin*.

Ad d. Die Kategorie Genus ist im Deutschen bei allen Substantiven im Singular in einer ihrer drei Ausprägungen Maskulinum, Femininum oder Neutrum

vorhanden. Für sich genommen hat sie keinerlei geschlechtliche Bedeutung, was man bei Gegenständen sehr gut erkennt (*der Becher, die Tasse, das Glas*). Nichtsdestotrotz nimmt das Genus bei Personenbezeichnungen und selbst bei manchen Tierbezeichnungen sekundär geschlechtliche Bedeutung an. Dies belegt, dass auch Genus und Sexus in enger Wechselbeziehung stehen (s. u.).

Diese vier Schichten sind prinzipiell nur bei Personenbezeichnungen relevant und wirksam, auch wenn sich bei metaphorischen Übertragungen, d. h. Personifikationen von unbelebten Entitäten, die Bahnung von Genus zu Sexus überaus deutlich bestätigt, s. etwa die Flüsse *Rhein* (m.) und *Mosel* (f.), wo *genus-sexus-konform* von *Vater Rhein und Mutter Mosel* die Rede ist (Köpcke & Zubin 2012, Nübling 2020). Insbesondere bei Personenbezeichnungen ist die Verbindung zwischen Genus und Geschlecht am engsten. Nicht zufällig sind fast alle semantisch weiblichen Bezeichnungen feminin und alle männlichen maskulin: *die Tante, die Mutter – der Onkel, der Vater*, ebenso *die Fahrerin – der Fahrer, die Hexe – der Hexer*. Diese Regel greift zu fast 100 % und belegt, dass Genus auf Geschlecht verweist. Und gerade dann, wenn das Lexem kein semantisches Geschlecht enthält, leistet Genus diese Zuweisung. Dies ist bei substantivierten Adjektiven und Partizipien der Fall, die ursprünglich – als Adjektive und Partizipien – kein inhärentes Genus aufweisen, vgl. *die* vs. *der Arbeitslose, Angestellte, Vorsitzende*. Hier zeigt einzig der Artikel als Genusträger das persönliche Geschlecht an.

Dieses sog. Genus-Sexus-Prinzip (dieser Terminus hat sich in der Linguistik verfestigt) wird mit Blick auf einige Genus-Sexus-Diskordanzen immer wieder in Abrede gestellt, denn bei *das Weib, das Mädchen* (s. o.) aber auch *die Schwuchtel* – so der häufig vorgebrachte Einwand – sehe man, dass Genus nichts mit Geschlecht zu tun haben könne. Aus linguistischer Sicht und unter Einbezug unserer mehrfachen Unterscheidung trifft das nicht zu, im Gegenteil: Betrachtet man nämlich diese vermeintlichen Ausnahmen genauer, dann tritt Gender als dritte Kategorie auf den Plan. Neutrale Frauen sind nämlich entweder solche, die ihre Genderrollen nicht erfüllen (*das Weib* als Schimpfwort, *das Mensch* in Dialekten als liederliche Frau, *das Merkel* als versagende Politikerin) oder solche, die noch ‚unfertig‘ sind im Sinne von entweder unreif oder unverheiratet (*das Mädchen, Fräulein*). Nur die Bezeichnungen für erwachsene, möglichst verheiratete, sozial arrivierte Frauen bekommen das ‚richtige‘ (sexusbasierte) Genus (*die Braut, Frau, Mutter*). Ebenso werden homosexuelle Männer aus ihrer passenden Genusklasse ausgeschlossen, was ihre (historische) gesellschaftliche Verachtung spiegelt: Indem sie das gleiche Geschlecht begehren, wie dies Frauen typischerweise tun, werden sie grammatisch feminisiert (*die Schwuchtel, Tunte, Tucke*). Gleiches gilt für männliche ‚Versager‘, deren Verhalten als unmännlich betrachtet wird (*die Memme, Lusche*). Damit verweist Genus

nicht nur auf Sexus (a), sondern vielmehr und subtiler auf soziale Genderrollen (b) (s. Nübling 2020). Das Prinzip, sozial deviant bewerteten Menschen ein ‚falsches‘, deviantes Genus zuzuweisen, findet sich übrigens in vielen (Genus-)Sprachen der Welt, wie Aikhenvald (2016) zeigt.

Diese Zusammenhänge bilden die Basis für die hier versammelten Arbeiten. Vor die Synopse der Beiträge stellen wir einen kurzen Überblick über den Verlauf der linguistischen Erforschung des Zusammenhangs von Sprache und Geschlecht in der germanistischen Linguistik, der keinesfalls den Anspruch hat, umfassend zu sein, sondern vielmehr einen selektiven Blick auf einige tradierte Topoi wirft, die die Zielrichtung des vorliegenden Bandes aus der Forschungsgeschichte heraus verdeutlichen.¹

Aspekte bisheriger Forschung

Als bahnbrechende frühe Veröffentlichungen, die im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts die Debatte in der germanistischen Linguistik angestoßen haben, sind die Arbeiten von Pusch und Trömel-Plötz zu nennen (Pusch 1979, 1984, Trömel-Plötz 1978, 1980). Die beiden Autorinnen gelten zurecht als Pionierinnen und erste Repräsentantinnen der feministischen Linguistik in der Germanistik. Während Pusch den Fokus auf die sprachlichen Strukturen und ihre historisch verankerte Betonung des Männlichen als Norm legt, befasst sich Trömel-Plötz vorwiegend mit Fragen des Sprachgebrauchs, also u. a. mit Sprechhandlungen als diskriminierenden Akten und Gesprächsstilen.

Den Aufschlag der Debatte machte Trömel-Plötz mit ihrem Beitrag „Linguistik und Frauensprache“, der 1978 in den *Linguistischen Berichten* erschien (Wiederabdruck 1982). Als übergeordnete Zielsetzung wird die Etablierung der feministischen Linguistik in der Germanistik genannt, wobei eine Anknüpfung an die bereits weiter fortgeschrittene Entwicklung in den US-amerikanischen, interdisziplinär ausgerichteten *women's studies* erfolgt. Das Themenspektrum ist breit und legt Pfade für mehrere Richtungen der feministischen Linguistik. Bearbeitet werden sprachstrukturelle und textlinguistische Problempunkte wie Kongruenzphänomene bei Pronomina (z. B. grammatisch inakzeptable Sätze wie **Jeder Passagier möge ihren Platz identifizieren*) und Wortbildung durch Femininmovierung. Die in diesem Kontext angeführte Beobachtung, dass bei *Pas-*

¹ Überblicke über die bisherige Forschung finden sich in Bußmann (1995), Spieß, Günthner & Hüpper (2012) und Kotthoff & Nübling (2018); für eine Darstellung der Bemühungen um die Umsetzung geschlechtergerechter Sprache im Deutschen s. Diewald & Steinhauer (2020).

sagier keine weibliche Form existiere (S. 39 f.), zeigt – nebenbei bemerkt –, wie stark die sprachlichen Gewohnheiten sich in den letzten Jahrzehnten verändert haben, da die *Passagierin* heute selbstverständlich in Korpora präsent und in Wörterbüchern verzeichnet ist.² Darüber hinaus werden aus dem Bereich der Lexik und Idiomatik abwertende Bezeichnungen und Bewertungen von Frauen sowie Schimpfwörter diskutiert (1978: 44 f.). Auch geschlechtsspezifische Gesprächsstile kommen mit Bezug auf den grundlegenden Beitrag von Lakoff (1973) zur Sprache. Der mit Frauen assoziierte Gesprächsstil (bezeichnet als „Frauensprache“ oder auch „weibliches Register“, S. 51) wird durch Merkmale wie Abschwächung, Relativierung, Indirektheit charakterisiert. Abschließend wird eine Veränderung des Sprachgebrauchs bzw. eine Flexibilisierung der Gesprächsstile angeregt, um eine Modifikation des Sprachsystems hin zu mehr Geschlechtergerechtigkeit zu bewirken (S. 53 f.). Insgesamt ist die Argumentation in Trömel-Plötz (1978) aus heutiger Sicht eher behutsam. Manche Problemstellungen werden erstmalig tentativ skizziert und mögliche Forschungsfragen aufgezeigt.

Die darauf folgende Kritik – einflussreich vor allem Kalverkämper (1979) – beanstandet unter vielen anderen Punkten eine angebliche Unkenntnis der Rolle und der Strukturen des Sprachsystems; dementsprechend werden die in Trömel-Plötz gebotenen Analysen, insbesondere diejenige des „generischen Maskulinums“ als sexistisch, zurückgewiesen. Die vorgebrachten Einwände wurden und werden noch heute in völlig analoger Weise wiederholt, ungeachtet aller bisher erworbenen gegenteiligen Erkenntnisse. Sie werden im nächsten Abschnitt zusammenfassend besprochen. Pusch (1979) und Trömel-Plötz (1980) reagieren auf die Kritik von Kalverkämper (1979). Das Themenheft 69 der *Linguistischen Berichte* (1980), das zahlreiche inzwischen „klassische“ Aufsätze (u. a. Trömel-Plötz 1980) vereint, sowie die Sammlung früherer Aufsätze und Glossen von Pusch (1984) können als eine Art Zwischenstand nach der ersten Phase der germanistisch-linguistischen Beschäftigung mit „Sprache und Geschlecht“ betrachtet werden. Diese Phase der Etablierung der feministischen Linguistik hat bewirkt, dass das Thema als linguistisch relevanter und gesellschaftlich brisanter Gegenstand diskursfähig wurde, wenn auch nur als Randgebiet und unter anhaltendem Widerstand. Dennoch ist seither eine nicht abreißende Tradition an wissenschaftlicher Forschung festzustellen. Das schon damals adressierte Themenspektrum wurde vertieft und in jüngster Zeit um Fragen nach dem Stellenwert der tradierten Geschlechterordnung und um Positionen aus den Genderstudies, insbesondere unter dem Stichwort *undoing gender*, erweitert. Im

² Siehe z. B. den Eintrag „Passagierin“, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/wb/Passagierin>>, abgerufen am 05. 08. 2021.

Folgenden seien drei Bereiche angesprochen, die sich als zentral und notorisch strittig erwiesen haben: das sogenannte generische Maskulinum, die Verbindung von Genus und Sexus sowie das Konzept des *Undoing gender*.

Das sogenannte generische Maskulinum. Von Beginn der feministischen Linguistik an haben alle Forschenden, die sich intensiv mit dem Thema auseinandersetzen, das Problempotenzial des sogenannten generischen Maskulinums, also der geschlechtsübergreifenden Verwendung der Maskulinformen bei paarigen Personenbezeichnungen, thematisiert. Im Anschluss an die oben beschriebenen ersten Debatten wird die Problematik ausführlich in Schoenthal (1989) und Bußmann (1995) sowie in vielen weiteren Studien behandelt. Wichtige – quasi persistente – Aspekte der Debatte seien hier kurz rekapituliert. Bereits Trömel-Plötz formuliert das Dilemma (konzeptuell noch auf dem suchenden Standpunkt des Jahres 1978 mit der Prämisse, dass diese Form neben dem spezifisch männlichen Gebrauch, sprachstrukturell auch als geschlechtsindefinit bzw. als „Archilexem“ zu verstehen ist):

Wir sehen also, daß für ausschließlich weibliche Referenten komplizierte Umformungen nötig sind, während für männliche Referenten die geschlechtsindefiniten Formen dienen können. Umgekehrt weist auch die Wahl der maskulinen Form für geschlechtsunspezifische Zwecke, obwohl es feminine Formen wie *die Kundin, die Käuferin, die Leserin* durchaus gibt, darauf hin, daß Frauen oft ausgeschlossen sind. Weder die Wahl einer solchen Form in der Sprache ist zufällig noch der Effekt unbeabsichtigt: Der generische Gebrauch des Nomens wird oft mit dem Gebrauch des maskulinen Nomens mit männlichen Referenten identifiziert – man redet generell über Männer und Frauen, man benutzt die Form, die für den generischen geschlechtsindefiniten Gebrauch zur Verfügung steht, und man meint dabei nur Männer. (Trömel-Plötz 1978: 40)

Bei der linguistischen Diskussion um das sogenannte generische Maskulinum sind, wie erwähnt, nur Personenbezeichnungen relevant, die in Paarformen vorliegen und die durch morphologische Ableitungsprozesse miteinander verbunden sind: also *Kunde-Kundin, Autor-Autorin, Student-Studentin, Erzieher-Erzieherin*. Ein Beispiel für den Gebrauch der Maskulinform mit der Absicht, geschlechtsübergreifend zu referieren, ist folgender Satz, wenn mit *Kunden* nicht nur Männer angesprochen werden sollen:

Sehr geehrte Kunden, wir wünschen Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in unseren Ausstellungensräumen.

Das Problem der Maskulinformen besteht in ihrer semantischen Unschärfe, also darin, dass sie einerseits verwendet werden, um spezifisch männlich zu referieren, andererseits aber auch verallgemeinernd auf „alle“ bezogen werden. Ein

Beispiel für diese durchgängige semantische bzw. referentielle Mehrdeutigkeit ist ein Satz wie (s. Diewald & Steinhauer 2020: 81–88)

In den Kitas fehlen Erzieher.

Ohne weiteren Kontext bleibt offen, ob *Erzieher* ein „generisches Maskulinum“ darstellen soll oder nicht. Eine Monosemierung kann durch eine entsprechende Textumgebung erfolgen. Ein möglicher Kontext, der die geschlechtsübergreifende Lesart dominant setzt, ist zum Beispiel:

In den Kitas fehlen Erzieher. Da sich zu wenige qualifizierte Personen bewerben, kann ein Viertel aller Stellen nicht besetzt werden.

In anderen Kontextualisierungen hingegen erfolgt eine Monosemierung zugunsten der spezifisch männlichen Lesart. Dies ist in folgendem Beispiel der Fall:

In den Kitas fehlen Erzieher. Laut Statistik gibt es nur ca. 2% Männer in diesem Berufsfeld,

Frauen sind hier ausgeschlossen. Während also Männer mit dieser Form immer angesprochen werden, wissen Frauen – allein anhand der Form der Personenbezeichnung selbst – nie, ob sie sich angesprochen oder ausgeschlossen fühlen sollen. Sie müssen in jedem Fall (mehr oder weniger akut) damit rechnen, dass ihre Interpretation ein Missverständnis sein könnte und sie sich entweder fälschlicherweise als mitgemeint oder fälschlicherweise als ausgeschlossen verstehen. Eine ähnliche Einschätzung dieser Sprachverwendung als kommunikativ ungünstig findet sich im Übrigen auch in der Dudengrammatik. Dort heißt es zum „generischen Maskulinum“:

Am sexusindifferenten (generischen) Gebrauch wird kritisiert, dass er sich formal nicht vom sexusspezifischen Gebrauch unterscheidet. So können inhaltliche und kommunikative Missverständnisse entstehen, z. B. der Eindruck, dass Frauen gar nicht mitgemeint sind. Experimente stützen diese Annahme. Aus diesem Grund wird der sexusindifferente Gebrauch der Maskulina oft vermieden. Stattdessen werden Paarformen gebraucht. (Duden 2016: 160)

Die Linguistik hat längst empirisch belegt, dass das sogenannte generische Maskulinum im Sinne einer geschlechtsübergreifenden Bedeutung keine neutrale Bezeichnung ist, sondern stereotypisch die männliche Lesart begünstigt; diese mehrheitlich männlichen Lesarten werden dabei, wie Experimente immer wieder bestätigen, von weiblichen wie männlichen Versuchspersonen gleichermaßen vollzogen (s. jüngst Gygax et al. 2008, 2009; Kusterle 2011, Pettersson 2011; zu einem Überblick s. Kotthoff & Nübling 2018: 91–127, Diewald & Stein-

hauer 2020: 81–88, Diewald 2018). Diejenigen, die ungeachtet des Erkenntniszuwachses die Beibehaltung dieser Gebrauchsgewohnheit fordern, vertreten meist weiterhin die Auffassung, dass die Maskulinformen an sich semantisch geschlechtsneutral seien bzw. nach dem Prinzip der binären Oppositionen vom Typ *Tag/Nacht* sowohl als Archilexem, d. h. als Oberbegriff (z. B. *Der Sturm dauerte vier Tage*), wie auch als Oppositionsglied gegenüber dem markierten Begriff (z. B. *Der Wind pfliff bei Tag und bei Nacht*) auftreten könne. Ihr Gebrauch als geschlechtsübergreifende Bezeichnung sei daher dem Sprachsystem inhärent, grammatisch die einzig korrekte Form und in keiner Weise diskriminierend.

Dies ist die Argumentation, mittels derer Kalverkämper (1979) in seiner Besprechung Trömel-Plötz Unwissenschaftlichkeit bzw. Unkenntnis der Grundlagen der strukturalistischen Linguistik vorwirft (z. B. Kalverkämper 1979: 60). Da Trömel-Plötz (1978) zwar die pragmatische Funktion bzw. Dysfunktionalität der sogenannten generischen Maskulina klar erkennt und benennt (siehe Zitat oben), jedoch – in diesem ersten einschlägigen Aufsatz im Jahr 1978 – die damals im Fach gängige Interpretation als binäre Opposition noch nicht zurückweist, ist eine solche Kritik wohlfeil, im Grunde aber ein Ablenkungsmanöver. Unerwähnt bleibt nämlich bei Kalverkämper (1979) und vielen weiteren, dass neben dem binären Oppositionstyp auch der Typus der äquipollenten Opposition ein übliches Strukturmuster des Wortschatzes darstellt, das als Analyseschema genutzt werden kann. Bei äquipollenten Oppositionen liegen sowohl für den Oberbegriff wie auch für die Unterbegriffe distinkte Lemmata vor, wie z. B. beim Oberbegriff *Baum* (unspezifiziert bzgl. der Art der Belaubung) und den äquipollenten Unterbegriffen *Tanne*, *Buche*, *Lärche* usw. Auch das Substantiv *Mensch* fungiert als Oberbegriff für äquipollente Unterbegriffe wie *Mann*, *Frau*, *Kind*; im Falle der Opposition *Kunde* vs. *Kundin* kann *Kundschaft* als Oberbegriff gelten usw. Wie die neueren Untersuchungen zum sogenannten generischen Maskulinum zeigen, ist es sprachstrukturell und pragmatisch sinnvoll, bei Personenbezeichnungen eine äquipollente Merkmalsopposition anzunehmen, als deren „Archilexem“ (Oberbegriff) eben nicht ein mit einem Oppositionsglied identisches Lemma angesetzt wird (Diewald 2018).

Wie bereits erwähnt, werden Positionen wie die Kalverkämpers (1979) noch heute vertreten bzw. in zum Teil leicht abgewandelter Form wiederholt. Da dieser Diskurs in jüngster Zeit meist im öffentlichen Raum, in Zeitungsartikeln und Interviews, stattfindet und die dort präsentierten Positionen auf diese Weise eine große Reichweite erhalten, wird hier aus diesen Medien zitiert.³ Beim fol-

³ Unseres Wissens gibt es keine linguistische Studie, die unter Berücksichtigung und Auswertung der einschlägigen Forschung zu dem Ergebnis käme, dass die „generische“ Verwendung der Maskulinformen zuverlässig und an sich eine geschlechtsneutrale Personenreferenz herzustellen vermöchte oder dass daher die lexikalische Bedeutung dieser Nominalphrasen ge-

genden Zitat handelt sich um einen Auszug aus einem Interview von Peter Eisenberg am 8. März 2017 im Deutschlandfunk. Es geht um die Frage, welche Bedeutung Beidnennungen wie *Bäcker und Bäckerin* (oder auch *Arzt und Ärztin*) anstelle des sogenannten generischen Maskulinums haben:

Das [*Bäcker und Bäckerin*, die Verfasserinnen] ist eine Redeweise, die ist grammatisch vollkommen in Ordnung. Sie ist von der Bedeutung her nicht vollkommen in Ordnung, weil die Frauen hier zweimal auftauchen. Mit Bäcker ist ja das Handwerk gemeint und alle Mitglieder des Handwerks. Da sind natürlich Männer und Frauen gemeint. [...] Aber der Bäcker hat, was das natürliche Geschlecht betrifft, keine spezielle Bedeutung. Er ist in der Beziehung neutral, genauso wie etwa Person eine neutrale Bedeutung hat und sich nicht nur auf Frauen bezieht. Deswegen haben wir bei Bäcker und Bäckerin Frauen besonders sichtbar ... (Eisenberg, Interview Deutschlandfunk, 8. März 2017, unsere Hervorhebung).

Es wird behauptet, dass in Beidnennungen wie *Bäcker und Bäckerin* Frauen jeweils zweimal genannt würden – und zwar in der Femininform *Bäckerin* und in der Maskulinform *Bäcker*, da letztere als „generisches Maskulinum“ Frauen immer mitmeine. Weiter wird behauptet, dass ein Maskulinum wie *Bäcker* an sich keine geschlechtsspezifische Bedeutung aufweise und den gleichen semantischen Abstraktionsgrad wie das Nomen *Person* habe und somit wie letzteres ein geschlechtsunspezifischer Ausdruck (Epikoinon) sei.

Dass die Instabilität eines möglicherweise vorhandenen „Mitmeinens“ keineswegs als Geschlechtsneutralität aufgefasst werden kann, wurde oben schon ausgeführt und ist, wie ebenfalls oben erwähnt, durch entsprechende Studien belegt. Daher sei an dieser Stelle nur die im Zitat vollzogene Gleichsetzung von „Bäcker“ mit „Person“ besprochen.

Geschlechtsunspezifische Nomina zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie grundsätzlich keine zweite (feminine oder maskuline Form) bilden können, da das semantische Merkmal des Geschlechts bei ihnen nicht vorhanden ist. Zum Substantiv *Person* existiert keine zweite, abgeleitete Form, die das „andere Geschlecht“ bezeichnen könnte (weder **der Personer* noch **die Personin*), auch zum Substantiv *Pferd* existieren keine geschlechtsspezifischen Ableitungen (weder **der Pferder* noch **die Pferdin*). Geschlechtsunspezifische Nomina – wie *Person* und *Pferd* – bringen das Geschlecht einfach nicht zum Ausdruck (zu solchen Epikoina s. den Beitrag von Andreas Klein in diesem Band).

Bei Nomina mit zwei Formen – wie *Bäcker* – liegt der Fall völlig anders. *Bäcker* ist im Unterschied zu *Person* kein geschlechtsindifferentes Substantiv.

schlechtsneutral sei. Doch ergeben einige Studien Numeruseffekte, d. h. im genusoverten Singular ist die männliche Lesart deutlich stärker ausgeprägt als im genuskoverten Plural. Auch Kontexteffekte konnten festgestellt werden.

Hier stehen zwei durch Wortbildungsprozesse verbundene Lexeme zur Verfügung: ein Lexem mit dem Genus Maskulinum, das semantisch das Merkmal ‚männlich‘ enthält (*der Bäcker, der Hexer*) und ein Lexem mit dem Genus Femininum, das semantisch das Merkmal ‚weiblich‘ enthält (*die Bäckerin, die Hexe*). Die Maskulinformen in Paaren der Art *Bäcker/Bäckerin* sind nicht geschlechtsindifferent wie *Person*, sondern geschlechtsspezifisch ‚männlich‘. Dieser Tatsache hat unlängst der DUDEN in seinem online-Wörterbuch Rechnung getragen.

Die Arbeiten von Doleschal (2002) und Irmen & Steiger (2005), jüngst auch von Müller-Spitzer (2021), befassen sich mit der diachronen Entwicklung von Personenbezeichnungen, ein wichtiges Feld, das auch heute noch viele unbearbeitete Forschungsfragen bereithält. Diese Untersuchungen zeigen auf, dass das vermeintlich jahrhundertalte sog. generische Maskulinum keine Grundlage hat – im Gegenteil: Es ist Reflex alter patriarchaler Ordnungen, in denen *Wissenschaftler, Wähler, Ärzte* faktisch ausschließlich männlich waren. Wenn denn historische Grammatiken sich zum Verhältnis von Genus und Geschlecht äußern, negieren sie ein solches Inklusionsverhältnis, so etwa Gottsched (1748) in seiner *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst*:

Wörter, die männliche Namen, Ämter, Würden, oder Verrichtungen bedeuten, sind auch männliches Geschlechts [gemeint: Genus maskulinum]. Z. E. der Mann, der Graf, der Herr, der Fürst [...]; imgleichen [...], Bürger, Bauer, Bettler, u. s. w. ; [...]. (Gottsched 1748: 161)

Alle Namen und Benennungen, Ämter und Titel, Würden und Verrichtungen des Frauenvolkes, sind weibliches Geschlechts [gemeint: Genus femininum]. Z. E. [...] Benennungen, Frau, Mutter, Tochter, Schwester [...], Ämter, Kaiserinn, Königinn, Herzoginn [...], Würden, Prinzessinn, Feldmarschallinn, Oberstinn, Hauptmanninn, [...],“ (Gottsched 1748: 167)

Genus und Sexus. Die BefürworterInnen des „generischen Maskulinums“ werfen der Gegenseite immer wieder und in alter Tradition vor, sie sei nicht in der Lage, Genus von Sexus zu unterscheiden. Weiter wird behauptet, dass sobald man die Unterscheidung von Genus und Sexus treffe und erkenne, dass das Genus Maskulinum nichts mit dem natürlichen Geschlecht zu tun habe, sich das Problem der angeblich geschlechtsübergreifenden Maskulinformen auflöse. Man erkenne dann, dass diese Maskulina (*der Kunde, der Bäcker* usw.) sprachsystematisch gegebene Neutralformen seien.

Bereits Kalverkämper urteilt in diesem Sinne über Trömel-Plötz (1978): „Sie [Trömel-Plötz] vermischt die außersprachliche Kategorie „Sexus“ mit der sprachlichen Kategorie „Genus“, indem sie von Gegebenheiten beim Genus auf Gegebenheiten des Sexus schließt“ (Kalverkämper 1979: 60). Vierzig Jahre später ist ein Beitrag von Peter Eisenberg in der FAZ vom 28. Februar 2018 (S. 9) mit der Frage überschrieben „Wann begreifen die Leute endlich, dass das grammatische Geschlecht mit dem biologischen nichts zu tun hat?“ Im Weiteren wird

unmissverständlich klar, dass mit „die Leute“ derzeit aktive Forscherinnen und Autorinnen im Feld der Genderlinguistik gemeint sind. Unterschlagen wird von Eisenberg jedoch, dass die schon im letzten Abschnitt zitierte Unterscheidung von vier analytisch zu isolierenden Ebenen (Genus, semantisches Geschlecht, Gender, Sexus) seit langem zu den Standardannahmen der Genderlinguistik gehört (vgl. Bußmann 1995, Bußmann & Hellinger 2003) und dass der Erklärung dieser Ebenen und ihrer Interdependenzen in einschlägigen Veröffentlichungen viel Aufmerksamkeit entgegengebracht wird (z. B. Diewald & Steinhauer 2017, 14–25, Diewald & Steinhauer 2020: 69–81, Kotthoff & Nübling 2018: 69–89, Nübling 2020).

Insgesamt ist die Debatte um die Kategorie Genus im Deutschen älter als der Diskurs über geschlechtergerechte Sprachverwendung, und sie ist keineswegs an Personenbezeichnungen gebunden. Sie greift auf die letztgenannten Punkte über, insofern als Genus vielfach sekundär mit zusätzlichen Bedeutungen bzw. Funktionen versehen ist (s. o.). Zu fragen ist also: Welche sprachliche Funktion hat die Kategorie Genus im Deutschen? Welche der entdeckten Funktionen ist ihre „ursprüngliche“ und welche sind sekundär und abgeleitet?

Was die sprachgeschichtliche Entwicklung betrifft, so wird aus heutiger Sicht allgemein angenommen, dass die Kategorie Genus primär nicht der Geschlechtsunterscheidung diene, sondern dass diese Funktion sich sekundär (bzw. parasitär) in manchen Bereichen an die Oppositionen der Kategorie Genus angelagert hat. Diese Position weist eine alte Vorstellung der Sprachwissenschaft zurück, die davon ausging, dass die Kennzeichnung der Geschlechterunterscheidung – und zwar eine Unterscheidung im Sinne der tradierten Geschlechterordnung, die binär und zugunsten des Männlichen hierarchisiert ist – die „ursprüngliche“ Funktion der Genuskategorie sei. Als einflussreicher Vertreter dieser Auffassung ist Jacob Grimm zu nennen (Grimm 1831, kritisch: Leiss 1994, Bußmann 1995). Kurz zusammengefasst lautet die These Grimms, dass i. die Oppositionen der grammatischen Kategorie Genus direkt aus den biologischen Geschlechtern abgeleitet und dass ii. letztere mit natürlich gegebenen Geschlechtseigenschaften bzw. -charakteren befrachtet seien (d. h. es werden angeborene Genderrollen angesetzt). Bei allen Substantiven, die nicht Personen oder andere Lebewesen bezeichnen, werde – dies ist Punkt iii. der grimmschen Auffassung – das passende Genus in einem metaphorischen Übertragungsprozess entsprechend den jeweiligen Objekteigenschaften, die somit das *tertium comparationis* bilden, zugewiesen.

Gegen diese Auffassung standen schon im 19. Jahrhundert Ansätze, die eine innergrammatische Funktion der Genuskategorie favorisierten, jedoch keine Verbreitung fanden (s. Leiss 1994; dort auch die entsprechende Literatur). Leiss (1994) knüpft an diese Tradition an mit dem Ziel, die universalgrammatische

Funktion der Genuskategorie (in Sprachen, die diese Kategorie aufweisen) zu ermitteln. Sie macht deutlich, dass Genus nicht durch biologische, angeblich naturegegebene Geschlechtseigenschaften motiviert ist, sondern mit den grammatischen Oppositionen der Definitheit und Indefinitheit und der unterschiedlichen Quantifizierbarkeit bzw. Individuierbarkeit von Entitäten zu tun hat. Mit Verweis auf typologische Erkenntnisse zeigt sie, dass das Genus Femininum eng mit Abstrakta und Kollektiva sowie mit der Kategorie Plural korreliert. Darauf beruht die ausgeprägte Tendenz zur grammatischen Homonymie von Nomina mit dem Genus Femininum im Singular und Kollektiv- und Abstraktbildungen; so gehören viele singularische Kollektivbildungen und Abstrakta im Deutschen dem Femininum an (*die Verwandtschaft, die Jugend, die Christenheit*).

Da Leiss auf eine andere Begründung der Genusfunktion zielt, die nicht auf biologischen Geschlechtseigenschaften als primärer Motivation aufsetzt, kritisiert sie ausführlich die grimmsche Auffassung, der sie zurecht eine Sexualisierung der Grammatik vorwirft. Dies mündet in der Feststellung, „daß im metasprachlichen Bewußtsein tatsächlich die Gleichsetzung von sogenanntem natürlichen und grammatischen Geschlecht, von Sexus und Genus sehr verbreitet ist“ (Leiss 1994: 283). Dem ist entgegenzusetzen, dass sich die grimmsche Gleichsetzung von Genus und Sexus in der Linguistik nicht durchgesetzt hat, eher im Laiendiskurs. Vielmehr erforscht die Linguistik subtile Verweisbezüge zwischen diesen unterschiedlichen Kategorien. Dass die Kategorie Genus im Deutschen in vielfacher Weise mit Sexus interagiert und in diesem Sinne zum Transport geschlechtlicher Inhalte genutzt wird, zeigt Nübling (2018a) (auch 2017a) in Bezug auf zahlreiche Phänomene. Ein (oben schon erwähntes) Beispiel für die sekundäre Semantisierung von Genus ist der Ausdruck *das Mensch* statt *der Mensch*, der durch die Wahl des Neutrums eine abwertende Bedeutung erhält, ähnlich sexualisierend-abwertende Bezeichnungen junger Frauen wie *das Girl, das Pin-up, das Playmate* etc., die als Entlehnungen aus dem genuslosen Englischen noch heute den engen Zusammenhang zwischen Genus und Gender bestätigen (vgl. auch Diewald & Nübling 2020).

Hinweise auf solche Genus/Sexus-Zusammenhänge auch bei Tieren liefern bislang Untersuchungen von Kinderbüchern: Bei der Personifizierung von Raupen, Bienen, Käfern und Hunden folgt deren Geschlechtszuweisung, die man an deren Namen oder den Illustrationen erkennt, zu über 90 % dem Genus ihres Substantivs: „die Biene Maja“, aber „der Käfer Manfred“, „Frau Elster“, aber „Herr Fuchs“. Genus bahnt damit auch weitgehend die Vergeschlechtlichung bei Tieren – wenngleich weniger konsequent als beim Menschen. Der Beitrag von Miriam Lind & Lena Späth in diesem Band weist erstmals korpuslinguistisch fundiert nach, dass die Reichweite des Genus/Sexus-Verweises über die Tier/Mensch-Grenze hinausgeht, und zwar bis in die Domäne der Säugetie-

re: *der Löwe* und *die Giraffe* haben einen engeren Bezug zu Sexus, als der Forschung, die allzu oft noch auf Introspektion setzt, bislang bekannt war. Dieses Sexuierungspotential von Genus erstreckt sich sogar weit jenseits von Mensch und Tier: Wenn Pflanzen oder gänzlich unbelebte Objekte, Flüsse oder Gestirne personifiziert werden, dann ebenfalls in überproportionalem Ausmaß genus-sexus-konform: *die Sonne* wird stets als Frau, *der Mond* als Mann dargestellt (in der Romania umgekehrt, s. span. *el sol – la luna*), die oben erwähnte Vergeschlechtlichung von *Mutter Mosel* und *Vater Rhein* setzt sich fort in *Frau Welt* und *Gevatter Tod*. Heinrich Heine transferiert für die Liebesbeziehung zwischen einer weiblichen *Palme* und einer *Fichte* letztere sogar in das ‚passende‘ Maskulinum *Fichtenbaum*, und in einem Gedicht von Christian Morgenstern treten „Frau Gabel und Herr Löffel“ auf. In der sekundären Nutzung der grammatischen Kategorie Genus erhält das Genuszeichen des Artikels eine abgeleitete, zweite Bedeutungsschicht (s. Köpcke/Zubin 2012).

Die Arbeiten von Köpcke & Zubin (1984; 1996; 2009) befassen sich intensiv mit sekundären Anlagerungen an die Kategorie Genus. Es wird gezeigt, dass in bestimmten lokalen Domänen des Wortschatzes im Deutschen die Genuszuweisung teilmotiviert ist. Neben morphologischen und phonologischen Kriterien spielen auch semantische Faktoren eine Rolle, insofern als einige semantische Felder eine Affinität der Lexeme zu bestimmten Genera hervorrufen: z. B. haben Bezeichnungen für Früchte eine Neigung zum Femininum, Bezeichnungen für Spiele und Sprachen eine Neigung zum Neutrum. Aus diesen Beobachtungen ergeben sich für den Sprachunterricht wichtige Schlussfolgerungen, da es aufgrund der genannten Korrelationen selbst bei unbekanntem Lexemen teilweise möglich ist, Schlüsse auf deren korrektes Genus zu ziehen. Dabei erweist sich das sog. natürliche Geschlechtsprinzip (Genus-Sexus-Prinzip) als die verlässlichste semantische Genuszuweisungsregel des Deutschen.

Die Zusammenschau der neueren Forschungen in diesem Spannungsfeld zeigt, dass in der Genderlinguistik kein Zweifel darüber besteht, dass Genus und Sexus grundsätzlich verschiedene Gegenstände der Beschreibung und Analyse sind. Die Bearbeitung und Bewertung der zugleich vorliegenden engen Verbindungen zwischen Genus und Sexus in verschiedenen Feldern geschieht hingegen mit unterschiedlicher Durchdringungskraft und scheint gelegentlich doch Anlass zu Verwirrung zu geben. Dies betrifft auch den Artikel von Leiss (1994), wenn sie die feministische Linguistik davor warnt, in „eine gefährliche Falle“ zu gehen, nämlich die grimmsche Motivierungsrichtung der Funktion von Genus, nämlich „Sexus > andere Funktionen“, zu übernehmen (Leiss 1994: 281) und die Befürchtung äußert, „daß die Hervorhebung von Frauen, d. h. die explizite Bezugnahme auf ihr Geschlecht als deren angeblich wesentliches Merkmal den Frauen mehr geschadet als genützt hat, und daß dies auch für die

sprachliche Hervorhebung von Frauen gilt“ (1994: 282). Hier wird ganz offenkundig nicht unterschieden zwischen den metaphorischen Sekundärnutzungen der grammatischen Kategorie Genus zur (bewussten oder unbewussten) semantischen Anreicherung einerseits und der Forderung nach sachlich korrekter und gerechter sprachlicher Repräsentation von Personen andererseits. Im Deutschen sind die meisten Personenbezeichnungen systematisch nach Geschlecht differenziert (morphologisch und grammatisch); entsprechend sind diese Mittel auch zu verwenden, wenn dies sachlich angemessen ist. Es handelt sich hierbei (also z. B. bei der Verwendung von Beidnennungen wie „Lehrerinnen und Lehrer“) nicht um „die explizite Bezugnahme auf ihr [d. h. der Frauen] Geschlecht als deren angeblich wesentliches Merkmal“. Die korrekte Verwendung existierender sprachlicher Mittel zur Bezeichnung von Personen kann aus heutiger Sicht nicht als „Sexualisierung der Grammatik“ betrachtet werden.

Diese Fehleinschätzung kann man wohl mit der Beobachtung erklären, dass die Debatte im Jahr 1994 noch in den Anfängen stand und zahlreiche Äußerungen von verschiedenen Seiten nachzuweisen sind, die Genusdistinktionen bei nichtbelebten Objekten einerseits und die sekundäre Nutzung der Genusoppositionen bei Personenbezeichnungen andererseits nicht hinreichend klar unterschieden bzw. diese ironisierend überspielten. Dass Leiss der Bestrebung nach diskriminierungsfreier Sprache eher positiv gegenüber steht, lässt sich aus folgender Reflexion ableiten: „Vielleicht sollten wir uns selbst künftig bei unserem Sprachgebrauch zugestehen dürfen, fallweise einmal mehr bequem als gerecht und dann wieder mehr gerecht als bequem sein zu dürfen, in Abhängigkeit von der Textsorte und der Situation. In jedem Fall sollte aber eine Verwechslung von Genus und Sexus vermieden werden“ (Leiss 1994: 297).

Bei genauerer Lektüre erschließt sich somit sehr klar, dass Leiss (1994) keineswegs eine strikte Gegenposition gegen das Streben nach einer fairen Behandlung aller Menschen in der Sprache vertritt, die diesem Aufsatz gerne nachgesagt wird. Leiss geht es um die Herausarbeitung universaler kognitiv-semiotischer Grundlagen sprachlicher Oppositionen. Sie scheint der Tatsache keine Rechnung zu tragen, dass es bei der Auseinandersetzung um sprachliche Gleichbehandlung um den Sprachgebrauch geht, also nicht um abstrakte Universalien, sondern darum, wie wir uns selbst, unser kommunikatives Gegenüber und unsere Gesellschaft durch unser kommunikatives Verhalten darstellen und formen. Das Sprachsystem und seine Veränderung ist nicht Ziel der Bestrebungen nach geschlechtergerechter Kommunikation. Das Sprachsystem ist das Material, das diesem Vorhaben teils entgegenkommt, teils aber auch entgegensteht.

Zusammenfassend seien als wesentliche Erkenntnisse zur Kategorie Genus festgehalten: Genus ist primär nicht geschlechtlich motiviert. Genus wird je-

doch oft sekundär zum Verweis auf sexuierte Objekte genutzt, z. B. bei den prototypischen Korrelationen von Genus und Sexus bei Personenbezeichnungen (*die Tante, der Onkel*) und einigen Tierbezeichnungen (*die Stute, der Hengst*), ferner bei der metaphorischen Übertragung im Falle unbelebter Entitäten (*die Sonne, der Mond, Frau Gabel, Herr Löffel*) und bei Gattungsbezeichnungen höherer Tiere (*die Giraffe, der Löwe*) sowie schließlich bei der pejorisierenden Aufladung durch „Fehlzuweisungen“ (*das Mensch, die Lusche*). Vieles davon wird in den folgenden Beiträgen differenziert beforscht.

Undoing Gender. Über reine Sprachfragen zum Deutschen hinaus führt das Thema Sprache und Geschlecht von Anfang an in interdisziplinäre Bereiche. Dies wurde oben schon angedeutet mit dem Verweis auf die Impulse, die sich aus den frühen Arbeiten u. a. von Trömel-Plötz (1978) im Bereich der Pragmatik und der Genderstudies ergaben. Die daraus sich formierende Genderlinguistik vereint sprachstrukturelle, pragmatische und interdisziplinäre Perspektiven. Ein Schwerpunkt liegt auf der Untersuchung der (Re-)Produktion und (De-)Konstruktion von Genderrollen im Sprachgebrauch und in der Sprachstruktur. Der Band von Günthner, Hüpper & Spieß (Hrsg.) (2012) gibt einen Überblick über die Breite und Zielrichtung des Gebiets.

Eine Schnittmenge des hier vorliegenden Bandes mit seinem Fokus auf linguistischen Fragestellungen und den weiter ausgreifenden Genderstudies fällt unter das Stichwort „Undoing gender“ und fußt auf folgendem grundlegenden Gedankengang: Wenn „Geschlecht“ ein permanenter Anlass zu Sortierung, Diskriminierung und Hierarchisierung ist, dann besteht der Weg aus diesem negativen Zustand darin, Geschlechter- bzw. Genderkonzepte aufzulösen, indem diese in der sozialen und sprachlichen Repräsentation aufgehoben werden. Dabei impliziert *Undoing gender* die Neutralisierung bzw. Irrelevantsetzung von Geschlecht (Hirschauer 2001). Hierbei ist zwischen unterschiedlichen Aktivitätsniveaus zu differenzieren: Wenn man statt der geschlechtsbinarisierenden Begrüßung „Sehr geehrte Damen und Herren“ auf „Sehr geehrtes Publikum“ ausweicht, betreibt man aktives *Undoing gender*, ebenso wenn man Fragen vom Schlage „Was meinen Sie als Frau (bzw. als Mann) dazu?“ zurückweist bzw. unterläuft. Von hohem Aktivitätsniveau zeugt auch die namenrechtliche Neuregelung im Jahr 2008, Kinder mit einem geschlechtsneutralen Namen (Unisexnamen) benennen zu dürfen (bis dahin war ein geschlechtsdefiniter Erstname Pflicht mit der Erlaubnis, einen Unisexnamen als Zweitnamen nachstellen zu können). Die Änderung des Personenstandsgesetzes im Jahr 2013 mit der dritten Option, den Geschlechtseintrag freizulassen (seit 2018 kann er mit „divers“ gefüllt werden), fördert die Vergabe von Unisexnamen (Schmidt-Jüngst 2014, Nübling 2017b). Ein eher passives *Undoing gender* besteht darin, wenn – durch ent-

sprechende elternseitige Vornamenpräferenzen – sich der lautlich-prosodische Abstand zwischen weiblichen und männlichen Vornamen im Laufe der Zeit verringert, indem Mädchennamen kürzer und häufiger initialbetont werden, Jungennamen dagegen länger und vokalreicher werden und – wie seit der Jahrtausendwende vermehrt der Fall – auf *-a* als einem vormals exklusiven Weiblichkeitsmarker auslauten können, vgl. *Luca* und *Noah* (Nübling 2012, 2018b). Hier wird auf materieller Ebene die onymische Geschlechtertrennung unterlaufen, wenngleich die Benennung von Mädchen mit Jungennamen und umgekehrt in Deutschland immer noch untersagt ist (im Unterschied zu Schweden). Das Konzept des *Undoing gender* adressiert der Beitrag von Anne Rosar.

Die bewusste Absicht der sprachlichen Irrelevantsetzung von Geschlecht impliziert einen Verzicht auf jegliche semantische und morphologische Markierung von Geschlecht in Personenbezeichnungen. Bezogen auf die Bemühungen um geschlechtergerechte Sprache geht es um Neutralisierung statt Sichtbarmachung. Schon in frühen Arbeiten macht Pusch hierzu Vorschläge, relativiert und ironisiert diese jedoch selbst (Pusch 1984: 64). Ihr ausführlich und strikt linguistisch argumentierender Vorschlag, das Genus Neutrum für geschlechtsindifferente Personenbezeichnungen (*das Student*) zu verwenden, die weiter differenziert werden können in eine spezifisch männliche und eine spezifisch weibliche Variante (*der Student* – *die Student*), hat sich nicht durchgesetzt (Pusch 1984: 61–64). Analoges gilt für die zahlreichen, stark experimentell ausgerichteten Vorschläge der Arbeitsgruppe um Lann Hornscheidt, AG Feministisch Sprachhandeln 2014/2015, denen von Kotthoff (2017) eine gruppenspezifisch identifikatorische Funktion zugesprochen wird. Der aktuelle öffentliche Diskurs über den Genderstern und vergleichbare Vorschläge zeigt – unabhängig von der zusätzlich stark emotionsbeladenen Thematik „Geschlecht“ – wie problematisch es ist, wenn sprachkritische Reflexionen direkt in konkrete Anweisungen zur pauschalen Verwendung oder Nichtverwendung ganz bestimmter Sprachzeichen übersetzt und verengt werden.

Die Forderung nach sprachlichem *Undoing gender* als der Beseitigung jeglicher Geschlechtsmarkierung in der sprachlichen Kommunikation hat auch zu Vorschlägen geführt, die die Rehabilitierung der Maskulinformen von paarig vorhandenen Personenbezeichnungen im Stil des „generischen Maskulinums“ fordern – oft fälschlicherweise begründet mit Verweis auf das Englische, das sich sprachstrukturell vom Deutschen so grundlegend unterscheidet, dass sich ein Vergleich erledigt.

Die empirisch orientierte Linguistik kann zeigen, dass der aktuelle Anwendungsskopos von Maskulin- und Femininformen (bei paarigen Personenbezeichnungen) erwartbarerweise komplex ist, da textsortenspezifische, referenzsemantische, syntaktische und morphologisch-lexikologische Parameter zu

berücksichtigen sind und somit sorgfältig differenzierte und relativierte Interpretationen erfordern. Die Studie von Schröter, Linke & Bubenhofer (2012) zeigt, dass die Maskulinformen gerade bei jüngeren Menschen als geschlechtsneutralisierende Formen interpretiert und verwendet werden (siehe hierzu auch Günthner 2019); allerdings befasst sich dieser Beitrag nur mit nicht-referenziellen Verwendungen solcher Formen im Prädikativum („ich als Physiker, Student“ etc.), in denen das Geschlecht durch das Subjekt *ich* als Selbstbezeichnung der Versuchsperson schon gesetzt ist. In anderen syntaktischen Positionen verhält sich dies anders. Die Studie von Kopf in diesem Band untersucht dagegen den Wirkungsbereich von Femininmovierungen bei Anglizismen und kommt zu dem Schluss, dass im Deutschen mit seinem starken derivationsmorphologischen Potential die Tendenz, geschlechtsmarkierende Oppositionen bei Personenbezeichnungen zu bilden, auch bei Fremdwörtern sehr hoch ist, sobald der Integrationsgrad es zulässt. Auch die Beiträge von Müller-Spitzer & Lobin, Berry & Willy in diesem Band bieten vielschichtige Datenpunkte und Interpretationsangebote. In Bezug auf die deutsche Sprache ist die Praktik des *Undoing gender* mit divergierenden Tendenzen konfrontiert: das Deutsche ermöglicht Neutralisierungen und andere Löschungen der Geschlechtseinformation ebenso wie Sichtbarmachungen, für die zahlreiche, hochproduktive Verfahren bereitstehen.

Zwischenfazit. Ohne die jahrzehntelange, oft außerhalb der Disziplin kaum wahrgenommene Forschung der Genderlinguistik wäre die Differenziertheit und Qualität des heutigen Wissensstands kaum vorstellbar. Zugleich zeigt dieser Band, in welcher vielfältiger Weise die enormen Fortschritte, die die Sprachwissenschaft vor allem in methodischer Hinsicht erzielt hat, zu neuen, vertiefenden und präzisierenden Fragestellungen und Erträgen im Bereich von Sprache und Geschlecht führen. Die Beiträge in diesem Band sind Zeugnis einer dynamischen Entwicklung der Forschungsaktivitäten und verdanken sich auch den Schubkräften, die aus Widersprüchen alter Theorien und aus Kontroversen neuerer Debatten entstehen.

Zu den Beiträgen in diesem Band

Die Beiträge dieses Bandes befassen sich aus linguistischer und immer auch empirischer Perspektive mit dem Spannungsfeld zwischen sprachinternem Genus und sprachexternem Geschlecht, das sich in Sexus und Gender aufgliedert. Dass eine solche Aufgliederung gerechtfertigt ist, zeigt etwa der Beitrag von Lind & Späth zur Reichweite des Genus-Sexus-Prinzips bei Bezeichnungen für

Tiere; hier wäre ein umfassender Gender-Begriff, der immer wieder vorgeschlagen wird, deplatziert. Diese Interdependenzen manifestieren sich auf unterschiedlichen Sprachbeschreibungsebenen, denen die interne Gliederung der Beiträge folgt, indem sie von kleineren (wortbezogenen) zu größeren (diskursbezogenen) Einheiten voranschreitet:

- Abteilung I: Genus und Geschlecht im Lexikon
- Abteilung II: Genus und Geschlecht in Syntax und Textkohärenz
- Abteilung III: Genus und Geschlecht in Soziopragmatik und Diskurs

Der erste Themenblock befasst sich auf Basis umfangreicher Korpora vorwiegend auf der Wortebene mit geschlechtsrelevanten Distinktionen: a) genderstereotypen Wortbedeutungs- und -verwendungsangaben in modernen einsprachigen Wörterbüchern als Kontext- und Textsorteneffekte; b) den Faktoren, die die (anfänglich reduzierte) Movierungsaffinität von Anglizismen steuern und fördern; c) der Reichweite des Genus-Sexus-Prinzips über die Humanaußengrenze hinweg in den tierlichen Bereich, also der Frage, ob *eine Giraffe* als feminine Tierbezeichnung ebenso *Junge säugt* wie *ein Elefant* als Maskulinum; schließlich wird d) die zentrale Frage adressiert, was Epikoina als von Geschlecht abstrahierende Substantive (wie *Person*) genau sind, welche Kriterien an sie anzulegen sind und ob es sie in dieser Reinform überhaupt gibt. Diesem Komplex sind die Beiträge von MÜLLER-SPITZER & LOBIN, KOPF, LIND & SPÄTH und KLEIN zugeordnet.

Der zweite Themenblock enthält ebenfalls vier Aufsätze. Sie widmen sich mit unterschiedlichen Schwerpunkten Fragen der Bedeutungskonstitution syntaktischer (An-)Ordnung und den Regeln von Kohärenz und Kohäsion. Diesen Komplex bestücken die Beiträge von BINANZER, SCHIMKE & SCHUNAK, CLAUS & WILLY, BIRKENES & FLEISCHER sowie ROSAR.

Der dritte Komplex umfasst drei Studien, die auf unterschiedliche Weise die Wirkung und Funktion sprachlicher Repräsentation von Geschlechterkategorien im gesellschaftlichen Austausch thematisieren. Dies leisten die Beiträge von BUSLEY & FRITZINGER, BECKER und LÖHR.

Abteilung I: Genus und Geschlecht im Lexikon

Mit der vermeintlichen Objektivität von aus Korpora gewonnenen Daten befassen sich CAROLIN MÜLLER-SPITZER & HENNING LOBIN in „Leben, lieben, leiden: Geschlechterstereotype in Wörterbüchern, Einfluss der Korpusgrundlage und Abbild der sprachlichen ‚Wirklichkeit‘“. Die meisten linguistischen Korpora bestehen aus Zeitungstexten, die allgemein Erwartbares und damit Normalitäten

eher unterdrücken, da diese keinen Nachrichtenstatus innehaben. Diese Tatsache hat großen Einfluss auf korpusbasierte Wörterbücher (wie Duden, *ellexico*), in denen typische Verwendungskontexte von Lexemen korpusanalytisch extrahiert und beschrieben werden. Damit gelangen spezifische Geschlechterstereotype ins Wörterbuch, gerade in den Artikeln zu „Mann“ (der z. B. oft mit Gewalt in Verbindung gebracht wird) und „Frau“ (die häufig als Opfer von Gewalt erscheint). Auch ermittelt Duden online automatisch „typische Verbindungen“, die bei „Mann“ u. a. die Adjektive „reich, bewaffnet, richtig, mächtig, alt, stark“ umfassen, bei „Frau“ „schön, groß, nackt, schwanger, jung, alt, berufstätig“. Zudem gelangt die „Frau“ öfter in die Patiens-, der „Mann“ in die Agensrolle. Das ändert sich grundlegend, wenn man Publikumszeitschriften oder belletristische Texte zugrundelegt. Hier erscheint die „Frau“ z. B. deutlich agentiver, und generell werden sich beide Geschlechter ähnlicher. Die Perspektive auf ‚die Wirklichkeit‘ erweist sich somit als stark korpusabhängig. Durch die Zeitungskorpora erfolgt ein übermäßig starkes *doing gender*.

Die konstruktionsspezifische Movierung von Anglizismen wie *Manager/in* oder *Influencer/in* untersucht KRISTIN KOPF in „*Ist Sharon Manager? Anglizismen und das sog. generische (geschlechtsübergreifende) Maskulinum*“, indem sie über eine Fragebogenstudie (Produktionsexperiment) sechs native und sechs englischstämmige Personenbezeichnungen (sämtlich *er*-Derivate) als Prädikativum zu einem weiblich spezifizierten Subjekt elizitiert. Auch wenn Movierung sich als der Normalfall erweist, ergibt sich gerade bei den Anglizismen Variation. Einfluss darauf haben der Fremdwortstatus per se (der movierungshemmend wirkt), die Gebrauchsfrequenz (frequentere Lexeme werden eher moviert als weniger frequente) und die Länge des Lexems (kürzere Lexeme werden eher moviert als längere). Diese Faktoren bestätigen sich auch im Detail: So bleiben Komposita mit fremdem Erstglied wie *Travelblogger/in* eher unmoviert als solche mit nativem Erstglied, z. B. *Reiseblogger/in*. Keine signifikante Auswirkung haben Geschlecht, Alter und Herkunft der Teilnehmer/innen, ebenso wenig mit dem Lexem verbundene Geschlechterstereotype.

Um Movierung geht es auch in dem Beitrag von MIRIAM LIND & LENA SPÄTH, die in „*Von säugenden Äffinnen und trächtigen Elefantenkühen – Zum Geltungsbereich der Genus-Sexus-Korrelation*“ den Blick über die Humanaußengrenze ins Tierreich lenken. Wurde bislang unhinterfragt davon ausgegangen, dass feminine und maskuline Tierbezeichnungen wie *Katze* oder *Hund* Epikoina sind, also kein Geschlecht ausdrücken, gelangen die Autorinnen über eine korpuslinguistische Studie zu neuen Einsichten, die die angeblich geschlechtsübergreifende Leistung von Maskulina und Feminina auch bei Tieren widerlegt – zumindest bei Säugetieren. Dies erfolgt über die Analyse der Subjektbesetzungen zu den sexusspezifischen Verben *säugen*, *Eier legen* und *brüten*

sowie des Bezugsnomens zum Adjektiv *trächtig*. Tatsächlich erweist sich, dass eine *Katze* oder eine *Giraffe* eher *säugt* oder *trächtig* ist als ein *Hund* oder ein *Elefant*. Bei Maskulina ist dann eher von einer *Hündin* bzw. einer *Elefantenkuh* oder *Elefantin* die Rede, während bei Feminina wie *Giraffe* nur selten eine weitere Sexusspezifizierung erfolgt. Damit vermessen LIND & SPÄTH erstmals die Reichweite des Genus/Sexus-Prinzips, das bei Personenbezeichnungen außer Frage steht. Auf der weiteren Belebtheitsskala schließt es die menschenähnlicheren Säugetiere ein, um bei den Vögeln, Reptilien usw. zu versiegen.

Wenn sich echte Geschlechtsindefinitheit schon bei Bezeichnungen für Säugetiere als kritisch erweist, wie stellt sich dies dann bei solchen für Personen dar? Dieser Frage geht konsequent und erstmals empirisch basiert ANDREAS KLEIN in „Wohin mit Epikoina? – Überlegungen zur Grammatik und Pragmatik geschlechtsindefiniter Personenbezeichnungen“ nach. Menschliche Epikoina erweisen sich dabei als typologische Ausnahmen. Der Beitrag liefert ein mehrdimensionales Genusmodell, das u. a. zwischen lexikalischem und referentiellem Genus unterscheidet, leistet Terminologiekritik im Bereich der sog. Epikoina (die Rede ist von „Pseudo-Epikoina“) und des „generischen Maskulinums“ im Deutschen und zeigt auf, wie stark auch hier Genus die Wahrnehmung von Geschlecht bahnt. Empirische Basis ist eine Online-Studie zu Epikoina unterschiedlicher Genuszugehörigkeit bei spezifischer Referenz (anhand einfacher, kontextfreier Sätze mit *Mensch* oder *Person*) mit der Aufgabe, Vornamen für diese zu vergeben. Dabei schlägt Genus stärker durch als bislang bekannt: Das Maskulinum *Mensch* ruft kaum Frauen auf, während das Femininum *Person* dominant weiblich vergeschlechtlicht wird; die ca. 30 % männlichen Vornamen sind einem generellen *male bias* geschuldet.

Damit stellen gleich drei dieser Beiträge Bezüge zu Epikoina her: Wenn neue Anglizismen wie *Blogger* zunächst nicht moviert werden, stellt sich die Frage, ob sie epizön als von jeglichem Geschlecht abstrahierend interpretiert werden oder ob ihr maskulines Genus eher eine männliche Lesart nahelegt. Dagegen wurde den Bezeichnungen von Tieren bislang fast prototypisch epizöner Status unterstellt, was auch im öffentlichen Diskurs immer wieder geschieht, indem man *einem Esel* oder *einer Maus* jeglichen Geschlechtsbezug abspricht. Diese Annahme war bislang so unstrittig, dass sie nicht einmal überprüft wurde. Zumindest für Säugetierbezeichnungen kann dieser Status mit den Erkenntnissen von Mirjam Lind & Lena Späth nicht mehr aufrechterhalten werden. Noch weniger epizön verhalten sich die menschlichen Epikoina, von denen es bei genauerem Hinsehen und bei Zugrundelegung strenger Kriterien keine gänzlich unproblematischen Fälle gibt, wie Andreas Klein detailliert zeigt. Doch spielen Epikoina auch in einigen der anderen Beiträge eine Rolle, die sich syntaktischen Fragen widmen.

Abteilung II: Genus und Geschlecht in Syntax und Textkohärenz

ANJA BINANZER, SARAH SCHIMKE & SILKE SCHUNAK greifen mit der Studie „Syntaktische Domäne oder lineare Distanz – welcher Faktor steuert semantische Kongruenz im Kontext von Hybrid Nouns in stärkerem Maß?“ eine klassische syntaktische Fragestellung auf, indem die Einflussfaktoren für semantische oder grammatische Kongruenz bei hybriden Nomina wie z. B. *Mädchen*, *Fräulein* und *Weib* und (kindlichen) Epikoina wie *Baby* und *Kind* untersucht werden. Als relevante Faktoren sind in früheren Studien neben pragmatischen Faktoren die syntaktische Domäne des genussensitiven Targets, die lineare Distanz zwischen Bezugsnomen und Target und der Typus des Pronomens in Anschlag gebracht und untersucht worden, wobei jedoch diese Faktoren nicht separat auf ihre je spezifischen Effekte untersucht wurden (s. Corbett 1991 zu *agreement hierarchy*, für Ergebnisse aus der germanistischen Forschung s. Köpcke, Panther & Zubin 2010). Im vorliegenden Beitrag wird darauf abgezielt, die Wirkung der beiden Faktoren syntaktische Domäne und lineare Distanz getrennt zu untersuchen. Hierzu werden zwei Experimente vorgestellt, die gleichermaßen die syntaktische Domäne variieren, die lineare Distanz jedoch konstant halten. Das erste Experiment, ein Multiple-Choice-Test mit monolingual deutschsprachig aufgewachsenen Kindern, bestätigt den Einfluss der syntaktischen Domäne – unabhängig von der linearen Distanz – auf das Auftreten semantischer versus grammatischer Kongruenz, neben dem Typus der Nomina, der ebenfalls eine Rolle spielt. Dabei erweist sich, dass bei der Pronominalisierung von Hybrid Nouns eher semantische Kongruenz stattfindet als bei den neutralen Epikoina, die allerdings Kleinkinder bezeichnen. Das zweite Experiment, eine Self-paced-Reading-Studie mit monolingual deutschsprachig aufgewachsenen Erwachsenen, erbringt keine eindeutigen Ergebnisse, bietet jedoch Beobachtungen, die orientierend für den Aufbau zukünftiger Studien sind, die es ermöglichen, die relevanten Faktoren zu isolieren.

In ihrem Beitrag „Inkongruenz von Genus und Geschlecht in Nominalellipsen: Akzeptabilität und Asymmetrie“ untersuchen BERRY CLAUS & ALINE WILLY mit experimentellen Methoden Faktoren, die zu unterschiedlichen Akzeptabilitätsurteilen von Satzfolgen mit Ellipsen im zweiten Satz führen. Die Experimentaltitems sind Satzfolgen wie i. *Herr Saki ist Japaner. Frau Kobo auch* und ii. *Frau Kobo ist Japanerin. Herr Saki auch*. Überprüft wird die sogenannte Asymmetriethese, die davon ausgeht, dass ein maskulines Prädikatsnomen als Antezedenz für einen elliptischen Satz mit weiblichem Subjekt fungieren kann (wie in i.) aber nicht umgekehrt (wie in ii.) und dass dies auf die Geschlechtsneutralität von maskulinen Nationalitäts- und Berufsbezeichnungen (wie *Japaner*, *Pilot*

etc.) zurückzuführen ist. Im durchgeführten Ratingexperiment kann eine höhere Akzeptabilität von Satzfolgen wie i. gegenüber ii. bestätigt werden, jedoch wird nachgewiesen, dass und warum dies kein experimenteller Beweis für die Geschlechtsneutralität der Maskulinformen ist. Hierbei werden u. a. der Effekt von Numerusvariation sowie die beobachtete interindividuelle Variabilität bei den Versuchspersonen in Anschlag gebracht, da derartige Erscheinungen nicht auftreten dürften, wenn, wie die Asymmetriethese voraussetzt, Geschlechtsneutralität eine Bedeutungskomponente der Maskulinformen wäre. Es werden mehrere weiterführende Erklärungsansätze geboten, die eine überzeugendere Interpretation der beobachteten Daten ermöglichen.

Der Beitrag von MAGNUS BREDER BIRKENES & JÜRG FLEISCHER „Genus- und Sexuskongruenz im Mittelhochdeutschen: eine Paralleltextanalyse zum Lexical hybrid *kint*“ kann als diachrones Pendant zum ersten Beitrag in dieser Abteilung verstanden werden. Ebenfalls mit Bezug auf die Corbett'sche *agreement hierarchy* und im Anschluss an frühere diachrone Korpusstudien zu hybriden Nomina, die auf weibliche Personen referieren (u. a. *Mädchen, Fräulein*, siehe Fleischer 2012, Birkenes, Chroni & Fleischer 2014), untersuchen die Autoren das mittelhochdeutsche neutrale Epikoinon *kint* mittels einer Paralleltextanalyse der Kaiserchronik mit Texten vom Ende des 12. bis Ende des 16. Jahrhunderts. Es wird aufgezeigt, dass das Substantiv nhd. *Kind*, das sich auf weibliche wie männliche Personen beziehen kann, insbesondere in anaphorischer Wiederaufnahme in starker Abhängigkeit vom Kontext semantische Kongruenz bevorzugt. Eine Maskulin-Pronominalisierung wird insbesondere dann vorgefunden, wenn sich der Referent als junger Heranwachsender erweist (*kint* konnte früher auch junge Männer bezeichnen). In der frühen Phase des untersuchten Zeitraums kann selbst NP-intern das Maskulinum beim Artikel erscheinen (*der kint*). Insgesamt wird nachgewiesen, dass semantische Kongruenz im Mittelhochdeutschen häufig auftritt und dass die Genusvergabe teilweise durch soziopragmatische Kriterien geregelt ist.

Die ersten drei Beiträge dieses Komplexes zu morphosyntaktischen bzw. semantischen Kongruenztypen beschränken sich nur auf die Sexuskategorie, zumindest stehen Genderfragen nicht im Vordergrund. Während hier textuelle Kohärenz- und Kongruenzphänomene auf der Ebene der Satzverknüpfung und verschiedener elliptischer Wiederaufnahmen innerhalb eines Satzes untersucht werden, befasst sich die Studie von ANNE ROSAR mit dem Titel „*Mann und Frau, Damen und Herren, Mütter und Väter – Zur (Ir-)Reversibilität der Geschlechterordnung in Binomialen*“ mit Serialisierungsoptionen innerhalb koordinierter nominaler Konstituenten. Untersucht wird die Abfolge gegengeschlechtlicher Personenbezeichnungen bei sog. Gender-Binomialen vom Typ *Mann und Frau, Mädchen und Junge* auf Basis schriftlicher Korpora diachron über ca. 60 Jahre hinweg. Dabei werden Momente des Sprachwandels sichtbar, die sowohl De-

genderings wie auch *Regenderings* betreffen und die insgesamt veränderte bzw. sich verändernde Geschlechterordnungen von den 1950-er Jahren bis heute reflektieren. Insbesondere Binomiale mit Pluralen wie *Männer und Frauen* oder *Väter und Mütter* erfahren eine Aufweichung bzw. gar Umkehr ihrer internen Abfolgen, da Plurale weniger auf Paardyaden Bezug nehmen im Gegensatz zu den bzgl. der *male-first*-Ordnung deutlich persistenteren Singularen *Mann und Frau* sowie *Vater und Mutter*. Dabei fördert die Komponente der Elternschaft eine *female-first*-Abfolge, insbesondere bei Koseformen wie *Mami und Papi* oder *Oma und Opa*, die die kindliche Perspektive auf die (Groß-)Eltern reflektieren.

Damit adressiert und exponiert dieser letzte Beitrag die Kategorie Gender, indem es gesellschaftliche Rollenerwartungen sind, die die interne Ordnung von Binomialen zu steuern scheinen. Gemeinsam mit dem vorangehenden Beitrag zur Pronominalisierung von mhd. *kint* integriert er auch eine diachrone Perspektive, die die Interdependenz von syntaktischem und gesellschaftlichem Wandel sichtbar macht.

Im nächsten Beitrag, der den Auftakt zum dritten Themenkomplex bildet, markieren Diskordanzen zwischen (femininem) Genus und (weiblichem) Geschlecht soziale Rollenerwartungen und soziopragmatische Beziehungsfunktionen, die auffälligerweise nur bei Frauen und Mädchen gelten.

Abteilung III: Genus und Geschlecht in Soziopragmatik und Diskurs

Um Gender als soziopragmatische Kategorie geht es in dem Beitrag „*Das Emma und der Hänsl: Genus-Sex-Diskordanzen in Dialekten des Deutschen als Spiegel sozialer Geschlechterrollen*“ von SIMONE BUSLEY & JULIA FRITZINGER. Sie befassen sich mit dem aus standardsprachlicher Sicht irritierenden Phänomen, dass sowohl deutsche Dialekte als auch das Luxemburgische auf bestimmte Frauen und Mädchen mit Namen im Neutrum referieren (z. B. *das Emma*), zu dem das Femininum in Opposition tritt. Vereinfacht gesagt gelangen vertraute (verwandte, junge, ortsansässige) Frauen und Mädchen ins Neutrum, während ein distanzierteres Verhältnis das Femininum evoziert (z. B. Respektpersonen, fremde Frauen). Genus fungiert damit als Beziehungsanzeiger. Historische Belege zeigen indessen, dass Genus als Statusanzeiger fungierte, indem die Neutra früher auf sexuell unreife, ledige und abhängige Frauen referierten, die sich erst als Ehefrau und Mutter für das sexuskongruente Femininum qualifizierten. Bei Männern fehlt diese Doppelkategorisierung, sie werden ungeachtet ihres Familienstands sexuskonform maskulin klassifiziert – in einigen Dialekten so-

gar dann, wenn ihre Namen diminuiert sind (*der Hänsl*i), womit die morphologisch konditionierte Neutrumzuweisung zugunsten des Genus-Sexus-Prinzips zurückgewiesen wird. Dies offenbart umgekehrt die desexuierende Funktion des Neutrums beim weiblichen Geschlecht.

Der Beitrag von LIDIA BECKER mit dem Titel „Ideologeme und Argumentationsmuster gegen genderneutrale Sprache in der spanischsprachigen und deutschen Linguistik“ greift schließlich auf Diskurse über geschlechtergerechte Sprache aus und bietet eine diskurslinguistische Erörterung zu typischen Argumentationsmustern bei der Abwehr genderneutraler Sprache in der spanischsprachigen und in Teilen der deutschsprachigen Linguistik. Dabei liegt der Fokus auf der öffentlich geführten Diskussion in Presstexten und auf der Analyse der bevorzugt verwendeten metaphernbasierten Bildlichkeit. Ungeachtet der sprachsystematischen Unterschiede zwischen dem Spanischen und dem Deutschen, die im Sprachgebrauch zu unterschiedlichen Problemstellungen führen, zeigen sich in beiden Diskursen auffällige Parallelen in den Argumentationsfiguren. Als zwei typische Ideologeme werden die Naturgegebenheit der Sprache identifiziert (was etwa zu Vergleichen mit dem Erbgut führt) und die Radikalisierung der GegnerInnen zu ignoranten SprachverderberInnen. Im spanischsprachigen Bereich ist außerdem eine starke Ähnlichkeit der in Europa und auf dem amerikanischen Kontinent geführten Diskurse zu verzeichnen. Prominent thematisiert werden im öffentlichen Disput in allen Fällen das Verhältnis von Genus und Geschlecht, die Spannung zwischen Sprachwandel und zu bewahrendem Standard und die Legitimität der Anliegen verschiedener Gruppen von Beteiligten in diesem Diskurs, wobei die sprachpolitische Motivierung durchgehend erkennbar ist.

Im letzten Beitrag nimmt RONJA LÖHR nicht-binäre Personen und deren Haltung zu sprachlichen Inklusionsstrategien in den Blick. Unter dem Titel „Ich denke, es ist sehr wichtig, dass sich so viele Menschen wie möglich repräsentiert fühlen‘ – Gendergerechte Sprache aus der Sicht nicht-binärer Personen“ kann sie auf Basis einer Online-Umfrage mit 324 Teilnehmenden zeigen, dass ein Großteil die sprachliche Repräsentation von nicht-binären Personen als wichtig einstuft. Dabei schneiden neutrale Formen, gefolgt von Schreibweisen mit Genderstern, insgesamt besonders gut ab, während die Befragten den *Gender gap* weniger präferieren und noch weniger Sondersuffixe wie *-x* oder *-ecs*. Dezidiert abgelehnt werden binarisierende Beidnennungen und die Variante mit der Binnen-I-Schreibung, vor denen sog. generische Maskulina rangieren. Dies konfliktiert wiederum mit Forderungen von feministischer Seite. Große Herausforderungen stellen sich noch bei der Frage nach einem geschlechtsneutralen Pronomen in der 3. Person Singular, wo das ‚dritte Genus‘ – neutrales *es* – in Übereinstimmung mit den Befunden von BUSLEY & FRITZINGER zu deutschen

Dialekten als dehumanisierend empfunden und abgelehnt wird. Eine konsensuelle Lösung steht noch aus. Momentan greifen manche zu Entlehnungen aus Sprachen, die dieses Problem bereits gelöst haben, etwa zu engl. *they* oder schwed. *hen*.

Fazit: Die Trias Genus – Sexus – Gender eröffnet ein anspruchsvolles Forschungsfeld und berichtet viel über die – auch historische – Humanklassifikation, die sich tief in der deutschen Grammatik einschließlich dem Genussystem abgelagert hat. Gleichzeitig wird dieses Klassifikationssystem durch seinen täglichen Gebrauch subtil und beständig reaktiviert und perpetuiert. Meist sind es alte, heute teilweise überkommene Geschlechterordnungen, die sich in diesen Strukturen verfestigt und erhalten haben. Im Fall der Binomiale und auf dem Gebiet der syntaktischen Verweisungsbeziehungen finden Aufweichungen und Differenzierungen statt, die gesellschaftliche Realitäten reflektieren. Auch in der Adressierung von Personen zeigen sich Tendenzen zur Veränderung und Flexibilisierung. Weniger gilt dies jedoch für den festeren Aggregatzustand des Genussystems, also für Merkmale und Relationen auf Wortebene. Insgesamt können sprachpolitische Aktivitäten mit verschiedenen Zielsetzungen konstatiert werden – etwa nach Sichtbarmachung von Frauen oder nach Unsichtbarmachung von Geschlecht *per se*, was eher den Belangen nicht-binärer Personen entgegenkommt. Diese Vorschläge werden sehr kontrovers diskutiert und bestimmen den derzeitigen öffentlichen Diskurs. Umso wichtiger ist es, das Gefüge dieser Trias besser zu durchdringen und zu verstehen. Dazu einen substanziellen Beitrag zu leisten ist Hauptanliegen dieses Bandes. Je tiefer man dabei in die Materie vordringt, desto mehr Forschungsfragen eröffnen sich, was als bestes Zeichen fortschreitender Forschung zu verstehen ist.

Literatur

- AG Feministisch Sprachhandeln der Humboldt-Universität zu Berlin (Hrsg.) (2014/2015): *Was tun? Sprachhandeln – aber wie? W_Ortungen statt Tatenlosigkeit! Anregungen zum antidiskriminierenden Sprachhandeln*, 2. Aufl. Berlin. <https://feministisch-sprachhandeln.org/> (letzter Zugriff 12. 08. 2021).
- Aikhenvald, Alexandra (2016): *How gender shapes the world*. Oxford: University Press.
- Birkenes, Magnus Breder, Kleopatra Chroni & Jürg Fleischer (2014): Genus- und Sexuskongruenz im Neuhochdeutschen. Ergebnisse einer Korpusuntersuchung zur narrativen Prosa des 17. bis 19. Jahrhunderts. *Deutsche Sprache* 42, 1–24.
- Bußmann, Hadumod (1995): Das Genus, die Grammatik und – der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft. In Hadumod Bußmann, Renate Hof & Elisabeth Bronfen (Hrsg.), *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, 114–160. Stuttgart: Kröner.

- Bußmann, Hadumod & Marlis Hellinger (2003): Engendering female visibility in German. In Marlis Hellinger & Hadumod Bußmann (Hrsg.), *Gender across languages. The linguistic representation of women and men*. Band 3 (IMPACT: Studies in Language and Society, 11), 141–174. Amsterdam [u. a.]: Benjamins.
- Corbett, Greville G. (1991): *Gender*. Cambridge: University Press.
- Diewald, Gabriele (2018): Zur Diskussion: Geschlechtergerechte Sprache als Thema der germanistischen Linguistik – exemplarisch exerziert am Streit um das sogenannte generische Maskulinum. *ZGL* 46, 283–299.
- Diewald, Gabriele & Damaris Nübling (2020): Genus und Sexus. Es ist kompliziert. *NZZ*, 17. 12. 2020. <https://www.nzz.ch/feuilleton/gendern-genus-und-sexus-sind-eng-miteinander-verbunden-ld.1578299> (letzter Zugriff 01. 09. 2021).
- Diewald, Gabriele & Anja Steinhauer (2017): *Richtig gendern. Wie Sie angemessen und verständlich schreiben*. Berlin: Duden.
- Diewald, Gabriele & Anja Steinhauer (2020): *Handbuch geschlechtergerechte Sprache*. Berlin: Duden.
- Doleschal, Ursula (2002): Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne. *Linguistik online* 11, 2/02. https://www.linguistik-online.net/11_02/doleschal.pdf (letzter Zugriff 01. 09. 2021).
- Dudenredaktion (2016): *Duden. Die Grammatik. unentbehrlich für richtiges Deutsch* (Der Duden in zwölf Bänden, 4), 9. vollständig überarbeitete Aufl. Berlin: Dudenverlag.
- Eisenberg, Peter (2017): *Interview des Deutschlandfunks mit Britta Fecke vom 8. März 2017*. http://www.deutschlandfunk.de/linguist-kritisiert-geschlechtergerechte-sprache-ein.691.de.html?dram:article_id=380828 (letzter Zugriff 04. 01. 2018).
- Eisenberg, Peter (2018): Wenn das Genus mit dem Sexus. *FAZ*, 28. Februar 2018, 9.
- Fleischer, Jürg (2012): Grammatische und semantische Kongruenz in der Geschichte des Deutschen: eine diachrone Studie zu den Kongruenzformen von ahd. *wīb*, nhd. *Weib*. *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 134, 163–203.
- Gottsched, Johann Christoph (1748): *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst*. Leipzig.
- Grimm, Jacob (1831): *Deutsche Grammatik*. 3. Teil. Göttingen: Dieterich.
- Günthner, Susanne (2019): Sprachwissenschaft und Geschlechterforschung: Übermittelt unsere Sprache ein androzentrisches Weltbild? In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, 571–580. Wiesbaden: Springer.
- Günthner, Susanne, Dagmar Hüpper & Constanze Spiess (Hrsg.) (2012): *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktion von Geschlechtsidentität* (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 45). Berlin: De Gruyter.
- Gygax, Pascal, Ute Gabriel, Oriane Sarrasin, Jane Oakhill & Alan Garnham (2008): Generically intended, but specifically interpreted: When beauticians, musicians and mechanics are all men. *Language and Cognitive Processes* 23 (3), 464–485.
- Gygax, Pasca, Ute Gabriel, Oriane Sarrasin, Jane Oakhill & Alan Garnham (2009): Some grammatical rules are more difficult than others: The case of the generic interpretation of the masculine. *European Journal of Psychology of Education* 24, 235–246.
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie*, 208–235. Opladen: Westdt. Verlag.
- Irmen, Lisa & Nadja Steiger (2005): Zur Geschichte des Generischen Maskulinums: Sprachwissenschaftliche, sprachphilosophische und psychologische Aspekte im historischen Diskurs. *ZGL* 33, 212–235.

- Kalverkämper, Hartwig (1979): Die Frauen und die Sprache. *Linguistische Berichte* 62, 55–71.
- Köpcke, Klaus-Michael & David Zubin (1984): Sechs Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen: Ein Beitrag zur natürlichen Klassifikation. *Linguistische Berichte* 93, 26–50.
- Köpcke, Klaus-Michael & David Zubin (1996): Prinzipien der Genuszuweisung im Deutschen. In Ewald Lang & Gisela Zifonun (Hrsg.), *Deutsch typologisch. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1995*, 473–491. Berlin: De Gruyter.
- Köpcke, Klaus-Michael & Zubin, David (2009): Genus Elke Hentschel & Petra Maria Vogel (Hrsg.): *Deutsche Morphologie*, 132–154. Berlin: De Gruyter.
- Köpcke, Klaus-Michael, Klaus-Uwe Panther & David Zubin (2010): Motivating grammatical and conceptual gender agreement in German. In Hans-Jörg Schmid, Susanne Handl (Hrsg.), *Cognitive Foundations of Linguistic Usage Patterns*, 171–194. Berlin, New York.
- Köpcke, Klaus-Michael & David Zubin (2012): Mythopoeia und Genus. In Susanne Günthner, Dagmar Hüpper & Constanze Spieß (Hrsg.), *Genderlinguistik: Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität* (Linguistik – Impulse & Tendenzen 45), 381–411. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Kotthoff, Helga (2017): Von Syrx, Sternchen, großem I und bedeutungsschweren Strichen. Über geschlechtergerechte Personenbezeichnungen in Texten und die Kreation eines schrägen Registers. *Obst* 90, 91–116.
- Kotthoff, Helga & Damaris Nübling (2018): *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr.
- Kusterle, Karin (2011): *Die Macht von Sprachformen. Der Zusammenhang von Sprache, Denken und Genderwahrnehmung*. Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Lakoff, Robin (1973): Language and Woman's Place. *Language in Society* 2, 45–80.
- Leiss, Elisabeth (1994): Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik. *Linguistische Berichte* 152, 281–300.
- Müller-Spitzer, Carolin (2021): Geschlechtergerechte Sprache: Zumutung, Herausforderung, Notwendigkeit? In *Sprachreport* 37 (2), 1–12.
- Nübling, Damaris (2012): Von *Elisabeth* zu *Lilly*, von *Klaus* zu *Nico*: Zur Androgynisierung und Infantilisierung der Rufnamen von 1945 bis heute. In Susanne Günthner, Dagmar Hüpper & Constanze Spieß (Hrsg.), *Genderlinguistik: Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität* (Linguistik – Impulse & Tendenzen 45), 319–357. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Nübling, Damaris (2017a): Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich. *LB, Sonderheft* 23, 173–211.
- Nübling, Damaris (2017b): Personennamen und Geschlechter/un/ordnung – Onymisches *doing* und *undoing gender*. In Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*, 307–335. Weilerswist: Velbrück.
- Nübling, Damaris (2018a): Und ob das Genus mit dem Sexus: Genus verweist nicht nur auf Geschlecht, sondern auch auf die Geschlechterordnung. In: *Sprachreport* 34 (3), 44–50.
- Nübling, Damaris (2018b): *Luca* und *Noah* – Das phonologische Degendering von Jungennamen seit der Jahrtausendwende. In Damaris Nübling, Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Namen und Geschlechter – Studien zum onymischen Un/doing Gender*, 239–269. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Nübling, Damaris (2020): Geschlecht in der Grammatik: Was Genus, Deklination und Binomiale uns über Geschlechter(un)ordnungen berichten. *Muttersprache* 130, 17–33.
- Pettersson, Magnus (2011): *Geschlechtsübergreifende Personenbezeichnungen. Eine Referenz- und Relevanzanalyse an Texten*. Tübingen: Narr.

- Pusch, Luise F. (1979): Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr. *Linguistische Berichte* 63, 84–102.
- Pusch, Luise F. (1984): *Das Deutsche als Männersprache: Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmidt-Jüngst, Miriam (2014): Von der Öffnung der Zweigeschlechtlichkeit zur Öffnung des Namensrechts? *Studia Anthoponymica Scandinavica* 31/2013, 111–113.
- Schoenthal, Gisela (1989): Personenbezeichnungen im Deutschen als Gegenstand feministischer Sprachkritik. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 17, 296–314.
- Schröter, Juliane, Angelika Linke & Noah Bubenhofer (2012): „Ich als Linguist“ – Eine empirische Studie zur Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums. In Susanne Günthner, Dagmar Hüpper & Constanze Spieß (Hrsg.), *Genderlinguistik: Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität* (Linguistik – Impulse & Tendenzen 45), 359–380. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Spieß, Constanze, Susanne Günthner & Dagmar Hüpper (2012): Perspektiven der Genderlinguistik – eine Einführung in den Sammelband. In Susanne Günthner, Dagmar Hüpper & Constanze Spieß (Hrsg.), *Genderlinguistik: Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität* (Linguistik – Impulse & Tendenzen 45), 1–27. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Trömel-Plötz, Senta (1978): Linguistik und Frauensprache. *Linguistische Berichte* 57, 49–69. [Abdruck In Senta Trömel-Plötz (1982): *Frauensprache – Sprache der Veränderung*, 35–58. Frankfurt a. M.: Fischer.]
- Trömel-Plötz, Senta (1980): Sprache, Geschlecht und Macht. *Linguistische Berichte* 69, 1–14.

